

Zsuzsanna Gahse

Oh, Roman

Die sonnengelben Beine hatte ich im Flur nur einige Sekunden lang gesehen, beinahe gleichzeitig auch den Rücken und den Kopf, aber das Erkennen braucht so gut wie keine Zeit. Roman, wollte ich rufen. Er stand gut zehn Meter von mir entfernt, mit dem Rücken zu mir, und nachher, nach den Sekunden, hätte ich nicht sagen können, ob er eine Mütze anhatte, oder ob ich ihn gerade an den roten Haaren erkannte, was ich nicht glaube, eher an der Bewegung. Der ganze Mann war gelb, mit viel Licht voll gepumpt, selbst auf dem grauweißen Boden sah ich eine gelbe Spiegelung, so dass ich nachher an Zitrone, Sonne, Honig und Bernstein dachte, und er war gerade dabei, im Weitergehen den Kopf zu wenden, als mich die Schwester rief. Ich hatte ihn seit Jahren nicht gesehen, aber schon nach einer Minute, bei dem Vasenregal angelangt, dachte ich, jetzt würden die Erinnerungen einsetzen, aufpassen, jetzt werden sich die Erinnerungen ausweiten, sagte ich mir, und gleich waren mir zwei, drei slowenische Wörter eingefallen, als hätten die Wörter, die ich seinetwegen gelernt hatte, auf ein solches Erinnern gewartet. Der schlaksige Roman, dachte ich, der Arme, und hatte seine Gesichtszüge vor mir.

Ende Juli, ein dreitägiger Arbeitsbesuch im klimatisierten Krankenhaus – draußen flirrende Hitze, drinnen Spitalalltag. Die Ich-Erzählerin, eine „Schreiberin“ aus Wien, wo sie in einem Schokoladengeschäft von Kunden bestellte Reiseberichte und Briefe verfasst, ist zu Besuch beim Goldschmied Friedrich, um dessen Einfälle und Gedanken für künftige Schmuckprojekte zu notieren. Doch in der Spitalwelt ist man sich immer wieder fremd, das Gespräch stockt, die Arztvisite rollt heran und unversehens steht die Besucherin wieder auf dem Flur. Und da, panartig, als schnell erhaschte bernsteingelbe Silhouette im Gegenlicht, taucht er auf: Roman, ihr „Lebensmann“, den sie seit 15 Jahren nicht mehr gesehen und erfolgreich vergessen hatte. Sogartig setzen die Erinnerungen ein und plötzlich ragen überall Geschichten in die Vergangenheit hinein und aus ihr heraus. Und erstmals wird die „Schreiberin“ zur Erzählerin ihrer eigenen Erinnerungen, Beobachtungen und Geschichten, so dass sich in die Chronik des Spitalbesuchs unvergesslich Romans Bild mit einschreibt.

Oh, Roman: eine Kranken- und Liebesgeschichte, ein Buch übers Vergessenwollen und Erinnernkönnen, ein subtiles Doppelporträt zweier unterschiedlicher Männer, eine Hommage an György Ligeti wie auch ein Buch über die Lust am Schreiben.

Zsuzsanna Gahse, geb. 1946 in Budapest, aufgewachsen in Wien und Kassel, lebte längere Zeit als Schriftstellerin in Stuttgart und Luzern, zurzeit wohnt sie in Müllheim, Schweiz. Zahlreiche Preise und Auszeichnungen, u. a. aspekte-Literaturpreis, Adelbert-von-Chamisso-Preis. Über 20 Buchveröffentlichungen, zuletzt *durch und durch* (2004) und *Instabile Texte* (2005), beide Edition Korrespondenzen.

Pressespiegel

Eine Geschichte des Oh

Das Spital ist eine Welt in der Welt. Das Leben draußen gibt es drinnen nochmals: schemenhaft, farb- und geruchlos, den Sinnen entschwindend. Das Spital ist eine Passage, in der sich die Trennlinie zwischen Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, Werden und Vergehen verliert. Selbst Besucher und Besucherinnen kommen nicht heil wieder heraus.

In Zsuzsanna Gahses „Oh, Roman“ betritt eine Frau ein Spital, die eine besondere Beziehung zu Geschichten hat: in Wien betreibt sie in einem „Schokoladenladen“ einen Schreibdienst. Kunden, die Süßigkeiten kaufen, kommen manchmal bei dieser Gelegenheit auch bei ihr vorbei, um eine „Geschichte“ aufschreiben zu lassen. Sie ist, sagt ihre Ladenpartnerin Hanna spöttisch, der „Mülleimer“ für nicht viel mehr als ewig gleiche Reiseerlebnisse und „Romane“, die das Leben schon geschrieben hat.

Im Spital, weit weg von Wien, besucht sie einen Kranken. „Meinen Kranken“ nennt sie ihn und weiß vielleicht noch nicht, was sie sagt. Auch für ihn notiert sie Texte. Er ist soeben operiert worden und schon wieder am Arbeiten. Als Goldschmied entwirft er Amulette, auf deren Rückseite Merksätze stehen. Die Erzählerin soll ihm dabei helfen, den Leuten eine „Geschichte anzuhängen“. Mit Hanna, die auch in diesem Spital auftaucht (vielleicht weil sie eine amouröse Liaison mit einem der Ärzte hat), sollte sie nun hier einen Schokoladenladen mit Schreibecke eröffnen. So verrückt geht es zu in der Welt der Schatten.

Draußen flimmert die Sommerhitze. In ihrem Licht löst sich das Spital als klar erkennbarer Raum auf. Es wird zur Metapher für den Wechsel von Auftauchen und Verschwinden, in dessen Rhythmus die Geschichten der Menschen und die Menschheitsgeschichte sich vollziehen, auf die Zsuzsanna Gahse selbst in den alltäglichen Dingen immer wieder stößt. Jede Figur, jede Situation in der Spitalwelt ist an eine andere gebunden und verliert sich in der Erinnerung der Erzählerin. Und alle Spitalzimmer, die sie am eigenen, auch kranken Leib erfahren hat, kommen in ihrer Wahrnehmung nebeneinander zu liegen. Das Spital wird zum Hospital unter der Schädeldecke. Ein Gasthaus mit lauter offenen Türen. Das Sterben ist da, nur ausgelagert auf den Schreibtisch der Erzählerin, auf dem sich während ihrer Abwesenheit alle Fliegen der Welt (auch die, die es im Spital nicht gibt) versammeln, um surrend und brummend zu verenden. Ein Surren und Brummen, das wiederum eingelagert erscheint im „Gesang“, den die Besucherin durch alle Spitalräume hindurch zu vernehmen meint. Im Singsang der Patienten, die doch „nur mit sich selber beschäftigt sind“.

Es geht in Zsuzsanna Gahses Erzählung nicht um Spitalgeschichten. Die „Geschichte“ selber ist das Spital. Im halluzinatorischen Licht erscheint sie: „Roman“ heißt sie. Aber nomen non est omen. Aus ihm wird gerade kein Roman. Roman ist eine Lichtgestalt: fotografierbar, aber nicht fassbar. Nur für kurze Momente, aber mehrfach taucht er aus der Tiefe einer gemeinsamen Vergangenheit auf - aus dem „Trauergrund“, in dem alles Verschwundene, hinter dem die Erzählerin her ist, aufbewahrt ist. Roman, eine alte, eine verpasste Liebe. Glücklicherweise wurde sie nie mit ihm. Und wenn schon, dann „hatten“ sie eher Glück. Inzwischen ist Roman in ein anderes Leben, in andere Beziehungen verschwunden. „Pan“ benennt die Erzählerin ihn, nach dem durchaus auch attraktiven Schrecken, den

seine Erscheinung in südländischer Mittagswärme verbreitet. Aber Pan ist auch der Name für eine durch nichts zu heilende Angst, die Todesangst.

Dennoch bleibt Zsuzsanna Gahses Erzählung hell und klar. Die Sprache ist weich, geschmeidig. Die Autorin lässt sie laufen und sich selber mitnehmen auf deren exzentrischen und konzentrischen Wegschlaufen. Es ist eine durchlässige Sprache, die die Augen offen hält für die Dinge, die ihr begegnen, vor allem auch für die Tauglichkeit der Wörter, die sie selber braucht. Und eine Sprache, die sich beim Sichzuschauen zuschauen lässt; eine erotische Sprache. Die leise Distanziertheit das kurze „Oh“ ohne Ausrufezeichen im Titel gibt Zsuzsanna Gahses Prosa eine bestechende Eleganz und ihren Gedankengängen, auch wenns um sieben Ecken geht, die stupende Evidenz.

In der Sprache vollzieht sich so nochmals der Wechsel von Erscheinen und Verschwinden, der „Gewittersturm“ aus Erinnerungsblitzen und Vergessenswolken im Hospital unter der Schädeldecke. Ein Kongress über intelligente Prothesen wird bald stattfinden, in Scharen rücken die Spezialisten an. Für die Erzählerin wäre eher einer ange2sagt zur Erforschung des menschlichen Gehirns und der Prothesen der Intelligenz. „Oh, Roman jedenfalls liefert schon einmal wichtiges empirisches Grundlagenmaterial: die Erfahrung nämlich, dass sich auch die Darstellung des Wechsels von Erinnern und Vergessen in seinem Rhythmus vollzieht.

So kann es nicht anders kommen, als dass sich die Erzählerin selber einmal im Krankenbett entdeckt, das sie besucht. Bis auch dieser Flash wieder verlöscht im Nichtwissen dessen, „was mit uns geschieht“, in das unser ganzes Leben getaucht ist und dem wir uns nicht entziehen können, weil auch das Wissen dieses Nichtwissens „uns geschieht“. Eine Unendlichkeitsschleife, die jedes Erzählen in eine Elegie verwandelt. Wichtig ist aber nur, wie klaglos diese bei Zsuzsanna Gahse daherkommt.

Samuel Moser, NZZ,

Dramaturgie der Ablenkung

Zsuzsanna Gahses neues Buch „Oh, Roman“

Zsuzsanna Gahse wird geschätzt als sprachwütige Schriftstellerin. Ihr eignet eine besondere Aufmerksamkeit für die Bocksprünge der Wörter und deren untergründige Bedeutungen. Solchen Autoren gesteht man zu, dass sie Sprachwirklichkeiten konstruieren und sich um Gefühle nicht scheren.

Es gibt sie wieder, die Passagen, in denen das Nachdenken über die Sprache in den Vordergrund drängt. Aber die Wörter müssen dieses Mal eine Liebesgeschichte erzählen. Bei Gahse machen sie das gern, weil sie nicht mit ihren abgegriffenen Bedeutungen vorlieb nehmen müssen. Sie erzählt voller Abschweifungen und Umwege.

Die Zeit im Krankenhaus gibt den Rahmen ab, dazwischen spielt sich das Drama von Liebe und Verlust ab. Das Leben ergibt keine runde Summe, es setzt sich zusammen aus einer Fülle kleiner Erzählmomente, die für sich genommen Denkminiaturen ergeben. Eine Begebenheit wird nicht nur erzählt, Gefühle werden nicht nur behauptet, sie werden durch die Sprachmangel gedreht. So werden Sinn und Sinnlichkeit als geläuterte, geklärte Elemente eines Lebens hervorgeholt. Sie werden nicht großgeredet, nicht ausgeschmückt, die Sprache verfremdet sie.

Die Gefühle von gestern und die Abenteuer der Jugend haben nichts mehr verloren in einem Menschen, den die Jahre zugerichtet haben zu einem anderen. Keine verlorene Zeit wird aus den

Tiefen der Vergangenheit hervor erzählt. Ein Ich ist zu sehen, das frappiert darüber ist, dass die eigene Geschichte bei einem anklopft. Anderer reißen die Türen auf, dass sie ungehindert einbrechen darf ins Haus der Gegenwart. Die Erzählerin wirft den Bannstrahl ihrer Sprache über sie. So wird daraus etwas eigentümlich, seltsam, fremd-vertraut Neues.

Bei Zsuzsanna Gahse müssen wir vorsichtig sein. Sie hat etwas einschmeichelnd Sanftes in Wort und Ton, sie verführt mit Sprachwitz und Eleganz, sie versteht sich auf die Kunst, mit Leichtigkeit und Heiterkeit eine Stimmung herzustellen, in der man sich rasch gut aufgehoben fühlt. Heiter geht es zu, unbeschwert kommt die Autorin auf uns zu. Dabei sollte doch alles ganz anders sein. Die Erzählerin kommt in ein Krankenhaus, weil sie einen Besuch bei einem Goldschmied plant, der sie immer wieder für seine eigenen Projekte einspannt. Sie, die aus Wien mit dem Zug angereist ist, um der Pflicht Genüge zu tun, mogelt sich sogleich in die Kür, die ihr ihre ausschweifende Fantasie anbietet. Sie rettet sich in ihre Sprachwelt, die alle Beobachtungen in einen Erinnerungs- und Assoziationsraum verwandelt.

Zsuzsanna Gahse ist eine der großen Magierinnen der neuen deutschen Literatur. Kaum fasst sie etwas in den Blick, bekommt es nicht nur eine Identität aus eigener Kraft, sondern eine, die ihr diese Autorin andichtet. Die ganze Welt ist nur dazu da, dass sie von dieser Beobachterin umgemodelt wird. Alles, was sie wahrnimmt, wird gemessen an dem, was sie schon einmal gesehen, erlebt, durchdacht, verspürt hat. Dann bleiben kein Ding und kein Mensch so, wie sie von sich aus bleiben würden, dann geraten sie in den Sprachfuror einer Autorin, die die letzte Deutungsinstanz bleibt. Gerech ist das Unterfangen gewiss nicht. Es geht nur auf Kosten von anderen. Sehen wir uns nur den armen Friedrich, den Goldschmied, an. Er sollte das Zentrum des Buches sein. Er und die Besucherin arbeiten gemeinsam an einer Schmuckkollektion. Er denkt, sie ist die Gehilfin. Das ist eine Rolle, die dieser Erzählerin nicht liegt. Deshalb wendet sie sich anderen Menschen zu, lässt sich lenken von einer Dramaturgie der Ablenkung. Das Wetter ist für sie so spannend wie eine Abschweifung über die Idee des Mitgefühls. Und dann begegnen ihr auch noch andere Menschen, ihre Gynäkologin, Ärzte und vor allem jener Mann auf „zwei honig- oder bernsteinfarbenen Beinen“, Roman, eine frühere große Liebe von ihr. Jetzt läuft er Friedrich mühelos den Rang ab.

So wird aus einem Buch, das die Geschichte eines Krankenhausbesuchs erzählt, ein Romanroman. Die Erinnerung lässt sich nicht vertreiben, die Vergangenheit ist mit einem Schlag so nah, dass sie der Erzählerin hautnah auf den Leib rückt. Ich „war neidisch auf meine Vergangenheit“, bekennt sie. Das ist deshalb so bedrückend, weil sie Roman eigentlich den Erinnerungstod sterben lassen wollte. „... ich werde mir nicht noch einmal einreden können, alles zu vergessen“, sagt sie, „das schaffe ich nicht, ich glaube, die Zeit, diesen Pan erfolgreich zu vergessen, ist vertan.“ Wie soll man einen Pan auch vergessen! Der steht doch für das pralle Leben, für die Sinnlichkeit.

Anton Thuswaldner, Stuttgarter Zeitung, Dezember 2007

Umgarnt mit Erinnerungsfäden

Eine Frau entdeckt am Ende eines langen Spitalflurs eine alte Liebe wieder. Zsuzsanna Gahse umgarnt in „Oh, Roman“ ihre Erzählerin mit zarten Erinnerungsfäden. Eine Überraschung bietet bereits der Titel des Buches. „Oh, Roman“ lässt sich auf zwei Arten betonen. Román oder Róman, das ist hier die Frage. Zsuzsanna Gahses Buch erzählt einen Roman um Roman, im doppeldeutigen Leitwort steckt freilich auch ein Kern romantische Universalpoesie.

Roman um Roman

Die Erzählerin weilt im Spital, um den kürzlich operierten Goldschmied Friedrich zu betreuen. Weil er ans Bett gefesselt ist, protokolliert sie seine Ideen für neue Kollektionen und erledigt seine Korrespondenz. In einer Ruhepause erscheint ihr am Ende eines langen Flurs eine bekannte Gestalt: Roman.

Umflutet von einer sommergegelben Aura bringt er Licht in die sterile Klinikatmosphäre und erregt die hilfreiche Besucherin. Aus ihrem Gedächtnis beginnen sich Bilder und Situationen herauszuschälen, die Roman mit der Erzählerin zeigen. Sie kennen sich schon seit ihrer Schulzeit, doch vor 12 Jahren ist die Beziehung zwischen ihnen abrupt abgebrochen.

„Was kann man überhaupt wirklich vergessen, wahrscheinlich nichts, gar nichts, alles ist nur versteckt, und dann fallen dicke Bündel aus dem Hinterkopf... wo sie vorher in ein Fach verschlossen waren“. Roman aber erkennt die Erzählerin nicht. Oder will er nicht? Ist die Geschichte für ihn abgeschlossen?

Aus vergesslichen und erinnernden Erzählfäden flicht Zsuzsanna Gahse ein feines Gewebe, das der Andeutung mehr Gewicht zubilligt als der Aussprache. Die Erzählerin kann sich der Aura ihres Romans nicht entziehen, die Zeit, ihn erfolgreich zu vergessen, ist vertan.

Beat Mazenauer, Der Landbote, November 2007

Das Gedächtnis der Steine

Die in Ungarn geborene und in der Schweiz lebende Autorin Zsuzsanna Gahse schürft in „Oh, Roman“ sprachliche Preziosen

Sie ist eine Geologin des Worts und macht literarische Tiefenbohrungen in die Lebensgeschichten ihrer Protagonisten: In ihrem neuen Kurzroman erzählt Zsuzsanna Gahse von einer verschütteten Liebe und vom Erinnern und Vergessen.

Die Vergangenheit ist in ihnen eingeschlossen, und ihre Geschichte auch: Mineralien, Steine und Metalle sind die Motive, die Zsuzsanna Gahses Erzählung „Oh, Roman“ durchziehen wie Gesteinsschichten die Erde. Ständig trifft die Autorin wieder auf eine dieser Motiv-Adern – so lässt sie ihre namenlose Ich-Erzählerin einen kranken Goldschmied besuchen, der in einem Spital auf seine Genesung wartet und Medaillons entwirft. Solche aus Gold, versteht sich: „Gold meint für das naive Verstehen nicht einfach Dauer, sondern Dauer über den Tod hinaus. Es meint es, auch wenn niemand daran denkt.“ Und so baumelt am Ende dieser Motivkette das Thema der Vergänglichkeit – und auch jenes der Erinnerung.

„Mit viel Licht voll gepumpt“

Denn die Erzählerin trifft im Krankenhaus auch auf Roman, einen Menschen aus ihrer Vergangenheit, mit dem sie vielerlei Verknüpfungen hat. Kein Zufall natürlich, ist Roman Geologe und erscheint mit seiner kranken honiggelben Haut wie ein Bernstein: „Der ganze Mann war gelb, mit viel Licht voll gepumpt, selbst auf dem grauweißen Boden sah ich eine gelbe Spiegelung, so dass ich nachher an Zitrone, Sonne, Honig und Bernstein dachte.“

Lawine von Erinnerungen

Wie im Bernstein sind auch in dieser Figur Erinnerungen eingeschlossen, an die gemeinsame Schulzeit, an eine erste Beziehung, an ein späteres Wiedersehen in Ljubljana. Doch es stellt sich heraus, dass es immer wieder Trennungen gab, und auch im Krankenhaus entwischt Roman laufend. Dennoch tritt das Wiedersehen eine Lawine von Erinnerungen los, auch solche, die einst bewusst verdrängt wurden: „Was kann man überhaupt wirklich vergessen, wahrscheinlich nichts, gar nichts, alles ist nur versteckt, und dann fallen dicke Bündel aus dem Hinterkopf.“

Das Erzählen von Zsuzsanna Gahse, der 1946 in Budapest geborenen Autorin, die seit geraumer Zeit in der Schweiz lebt, ist wie schon in früheren Texten nicht an die Bedingungen der Wirklichkeit gebunden. So erscheint Roman auf einmal riesig, überdimensioniert, „mindestens fünf Meter gross“, was seine mächtige, ja übermächtige Bedeutung für die Ich-Erzählerin ausdrückt. Und so findet Gahse auch eine ganz eigene Art, von der verschütteten Liebe zwischen den beiden zu erzählen, ohne auf herkömmliche Phrasen zurückgreifen zu müssen. Sie schreibt davon, wie sich die Ich-Erzählerin wünscht, eine Reliefkarte von Romans Rücken zu zeichnen, „ausgedehnte Rückenlandschaften“, und umgekehrt habe ihr Roman einmal geschrieben, er wolle „mit mir einfach nur begraben sein“.

Zsuzsanna Gahses assoziatives Schreiben bleibt aber nicht stur beim Gegenstand, sondern ufer auf diverse Seiten hin aus. Und es bohrt sich auch in die Tiefe: So wie fotografische Techniken die Aura von Menschen sichtbar machen können, so schafft es Gahse in ihren dichten Beschreibungen, Vergangenheit und Zukunft, Stimmung und Temperament ihrer Gegenstände und Personen ans Licht zu bringen – und erweist sich dabei als eine Geologin des Worts, die nicht nur sprachliche Preziosen schürft, sondern überhaupt eine bemerkenswerte Sensibilität für die vergrabenen Seiten der Dinge demonstriert.

Regula Fuchs, Der Bund, Dezember 07

Lange, bernsteinfarbene Beine...

Es ist beileibe nicht einfach, Zsuzsanna Gahses neuen Roman literarisch einzuordnen. Das Buch ist ebenso Kranken- wie Liebesgeschichte, ein Lehrstück über die Macht der Erinnerung und nicht zuletzt eine Reflexion über das Erzählen selbst. Doch der Reihe nach. Alles beginnt mit einer ganz alltäglichen Begebenheit. Die Ich-Erzählerin, eine Frau um die fünfzig, besucht einen befreundeten Goldschmied im Krankenhaus, um Ideen für künftige Schmucksachen zu notieren. Noch ehe sich die beiden richtig begrüßt haben, macht sich die Erzählerin auf die Suche nach einer Vase für die mitgebrachten Blumen. Im Flur wird sie vom plötzlich einfallenden Sonnenlicht geblendet und sieht sekundenlang die Silhouette eines Mannes – ein paar Schuhe, zwei lange, bernsteinfarbene Beine, Rücken und Kopf. Für die Erzählerin ist dennoch sofort klar, dass es sich um Roman handelt, ihren „*Lebensmenschen*“, mit dem eine wechselvolle Geschichte sie verbindet. Die Erscheinung löst bei der Erzählerin eine Flut von Erinnerungen aus, die ungeordnet und gegen ihren Willen über sie hereinbrechen. Aus den Erinnerungssplintern wird nach und nach deutlich, dass beide einen Teil ihrer Schul- und Studienzeit miteinander verbracht haben, sich anschließend fünfzehn Jahre lang aus den Augen verloren und nach einem zufälligen Wiedersehen zwei Jahre lang eine Affäre hatten. Zu der Zeit war Roman bereits mit einer Slowenin verheiratet, hatte Haus und Tochter und führte ein gutbürgerliches, um nicht zu sagen spießiges Leben. Geradezu hämisch erinnert sich die Erzählerin an die Spitzendecken auf den Sessellehnen in Romans Wohnung, „die aussahen, als hätte man ihnen Präservative übergestülpt“.

Im Laufe des Krankenhaustags kommt es noch zu mehreren Begegnungen mit Roman, der sich der Erzählerin immer wieder zu entziehen scheint und von dem sie nie mehr zu sehen bekommt, als flüchtige, sonnengelbe Schemen. Ihre vergeblichen Nachstellungen vergleicht sie selbstironisch mit der Jagd auf den Gott Pan, der in seiner Mittagsruhe nicht gestört werden will. Zuletzt bleibt fraglich, ob die Lichtgestalt im Flur tatsächlich Roman war, zumal die Erzählerin alles dransetzt, ihre Glaubwürdigkeit beim Leser zu erschüttern. So lässt sie neben dem einstigen Geliebten noch eine Reihe weiterer Bekannter auftauchen, unter anderem ihre Freundin Hanna, die eigentlich auf Reisen in Griechenland sein müsste und nun ein Symposium vorbereitet, dessen Teilnehmer in Trainingshosen und Strandlatschen anreisen. Ungewöhnlich ist auch, dass die Patienten alle gemeinsam einen alten Schlager summen, der ausgerechnet „Yellow Bird“ heißt und sich nahtlos in die Assoziationskette von Honig, Sonne und Bernstein einfügt. Zugleich stiften diese Motivkomplexe den eigentlichen Erzählzusammenhang zwischen den sporadischen, oft widersprüchlichen Beobachtungen der Erzählerin.

Wie auch in ihren anderen Büchern, zeigt Zsuzsanna Gahse in „Oh, Roman“ wenig Interesse an einer linearen, einem artigen Nacheinander folgenden Erzählweise. Ihre kurzen, häufig nur wenige Sätze umfassenden Absätze schaffen vielmehr einen Erzählraum, den der Leser nicht auf einer geraden Linie von A nach B durchschreiten kann, sondern nach Belieben in verschiedene Richtungen erkunden und für sich entdecken soll. „Ordnungen mit früher oder nachher sind nicht nötig“, heißt es an einer Stelle selbstbewusst. Wer sich als Leser darauf einlässt, der Prosa Zsuzsanna Gahses in ihren überraschenden Wendungen, Variationen und Sprüngen zu folgen, darf sich auf eine ganz neue ästhetische Erfahrung freuen: „Sichtbar wird ein verschlungener Raum, gewunden und schön wie ein Hirn.“ Erst recht, wenn es wie Bernstein leuchtet.

Georg Deggerich, Schweizer Monatshefte, November 2007

Präzise Unschärfe

„Oh, Roman“ von Zsuzsanna Gahse ist kein Roman

In ihrem neuen Buch „Oh, Roman“ zeichnet die in Müllheim im Thurgau lebende Autorin Zsuzsanna Gahse das irritierende Bild eines Krankenhauses und der Erinnerungen an Roman.

Auch in der allernächsten Umgebung kann man sich seltsam verwirrt fühlen. Die Ich-Erzählerin des neuen Buchs von Zsuzsanna Gahse besucht Friedrich, einen Goldschmied, in seinem Krankenzimmer. Sie versucht, sich in den Gängen und Räumen zu orientieren; er versucht, sich den fremden Raum zu eigen zu machen oder noch wichtiger, bei sich selber zu bleiben in der fremden Umgebung.

Der Mann im Krankenhaus

Doch der Versuch wird immer wieder gestört, unter anderem durch das Arzt-Visite-Ensemble, das das Spitalzimmer zur Bühne und den Patienten Friedrich zum passiven Mitspieler macht. Oder die Ich-Erzählerin sieht, während sie zu einem Arbeitsgespräch zu Friedrich durch den Krankenhauskorridor eilt, am Boden zuerst „zwei Schuhe, darin zwei honig- oder bernsteinfarbene Beine, wieder einmal lange Beine, dachte ich und ging auf die Schuhe zu, auf die Beine, auf einen, wie es schien, sonnengelben Mann“.

Es ist Roman, der dort im Flur des Wiener Krankenhauses sitzt. Aber wer ist Roman? Eine Erinnerung. Ein Mann, der einst ihr „Lebensmann“ war, und den sie 15 Jahre lang nicht mehr gesehen hat. Er lebt jetzt in Ljubljana, sie in Wien.

Ein Gedanke biegt ab

Zsuzsanna Gahse zeichnet die gesamte Krankenhaus-Szenerie zunächst als ein Bild mit klaren Linien. Aber je länger sie daran zeichnet, umso undeutlicher wird es, und ihr Blick auf die Welt gerät zur präzisen Unschärfe. Denn wie im richtigen Leben läuft ein Gedanke „erst einmal geradeaus, kommt gut voran, flach und ohne viel Aufsehen, läuft eine Weile, bekommt von links einen Stoss, biegt halbrechts ab...“.

So ist auch „Oh, Roman“ am Schluss kein Roman, sondern eine Erinnerung, angestoßen durch eine zufällige Beobachtung im Krankenhaus, das als Raum die reale Kulisse für diese Erzählung bildet. Raum voller Töne

Und dann ist da noch das Motto – ein „Versuch über György Ligeti“ geheißen – das Zsuzsanna Gahse ihrem Text voranstellt: „Zunächst brauche ich einen Raum voller Töne, und sobald dieser Raum wirklich aus- und aufgefüllt ist, sozusagen dicht schraffiert mit Tönen, zeichne ich mitten in die Schraffur ein Hologramm“, sagt der ungarische Komponist.

Genau so setzt die Autorin Roman als Erinnerung mit einem Zoom ins Bild und lässt ihn wieder wegdriften. Zsuzsanna Gahse wendet die Technik der Bildspeicherung und -wiedergabe an, hintergründig mit eigenwilliger Genauigkeit der Sprache, wie wir es von ihr kennen. Das Lesen von „Oh, Roman“ ist darum ein unaufgeregtes, aber eindringlich spannendes Vergnügen.

Erika Achermann, St. Galler Tagblatt, Jänner 2008

Sonnendurchfluteter Pan

Literatur – „Oh, Roman“ von Zsuzsanna Gahse

An den Wänden gibt es keine Bilder, die Betten sind mit Rollen versehen, ja, die ganze Möblierung liesse sich im Handumdrehen ausräumen – „und jeder Besucher kam jederzeit so ungelegen, wie ich ungelegen oder unpassend neben Friedrichs Bett stand“. – Mit dieser Krankenhaus-Szene beginnt Zsuzsanna Gahses neues Buch „Oh, Roman“; ein Text von knapp 130 Seiten, der wiederum ohne Gattungsbezeichnung auskommt, auch wenn der Titel diesmal aufhorchen lässt. Und im Gegensatz zu den Vorgängerbüchern „durch und durch“ (2004) und „Instabile Texte“ (2005) hat die gebürtige Ungarin ein Motto vorangestellt – nicht als blosses Zierrat, vielmehr steckt in diesem „Versuch für György Ligeti“ der poetologische Schlüssel für das Folgende: „Zunächst brauche ich einen Raum voller Töne, und sobald dieser Raum wirklich aus- und aufgefüllt ist, sozusagen dicht schraffiert mit Tönen, zeichne ich mitten in die Schraffur ein Hologramm. So etwa beschrieb mir György Ligeti vor Jahren seine damaligen Kompositionspläne bei einem Spaziergang in Hamburg.“

Allmählich füllen sich auch die Räume im und ums Krankenhaus, da die Tulpen, dort die dazugehörige Vase, derweil spielen die Kinder draußen Erschießen. Drinnen nur abgestandene Luft und der Geruch von Putzmittel, die Ich-Erzählerin begegnet im Flur einem weiteren Patienten, „den ich von früher her flüchtig kannte“. Kurz darauf kommt ihr eine Frau entgegen, eine Bekanntschaft von einer gemeinsamen Zugfahrt – „gleichzeitig war die Visite am Anrollen“. So verdichtet sich die Schraffur, die Anverwandlung der Räume, bis ein Mann, völlig in Gelb getaucht, über den Flur geht:

„Roman, dachte ich, oder ich dachte sogar wirklich laut: Oh, Roman, denn obwohl es nur um Sekunden ging und um schlechte Lichtverhältnisse, hatte ich ihn erkannt.“ Roman, das Hologramm, wird für die Ich-Erzählerin Dreh- und Angelpunkt ihres Denkens; zum einen als Erinnerung, denn Roman war einst ihre große Liebe, zum andern wird er in ihrer Vorstellung zum Pan.

Nicht jener Pan freilich, über den alle nur immer schlecht reden, „ihm Teufelshufe und Bocksfüße andichten, um ihn zu verleumden“, im Blick steht vielmehr der unbeschadete Gott des Weidelandes von einst, der vor Kraft und Jugend strotzt, alles andere als dumm ist und mit Vorliebe und liebestoll den Nymphen nachjagt. Vorhang auf, und die Vorstellung präsentiert der Ich-Erzählerin einen nackten Pan! Epiphanie oder Apotheose des Männlichen: Das Objekt der Begierde wird zugleich zum Quell der Inspiration: „Ich glaube, die Zeit, diesen Pan erfolgreich zu vergessen, ist vertan, und ich dachte, dass allen besseren Männern, wie man sagt, eine Muse zusteht, ich hingegen will nun meinen Pan.“ Die Projektion Romans, seine Vergegenwärtigung als Lichtgestalt, als sonnendurchfluteter Pan wird für die Ich-Erzählerin bestimmend, wird zum Kontrapunkt gegen all die Verluste, die sie erlitten hat. Und für diese Lebensgefahr hat sie einen Vergleich parat: „Dass nämlich jeder wie eine Badewanne ist, und in jedem steckt ein Stück Wahnsinn, das ist das Abflussloch, durch das der ganze Inhalt, das Wasser, die Person abzufließen droht.“

Möglichkeitsräume und Vorstellungskammern werden für die Ich-Erzählerin zu den bevorzugten Aufenthaltsorten. Doch geht es Zsuzsanna Gahse nie um ein frei flottierendes Assoziieren, Gedächtnis und Wahrnehmung folgen vielmehr einer Notwendigkeit des Denkens und Vorstellens. Diesen Denkbewegungen entsprechend wählt die Schriftstellerin die Worte. Mit Blick auf die Badewanne heißt das in den Worten Péter Esterházy: „Sie planscht nie in der Sprache herum, sie bewahrt sich immer die Freiheit und die Disziplin der Daraufsicht von aussen“ (aus der Laudatio auf die Schriftstellerin bei der Verleihung des Chamisso-Preises 2006). So ist „Oh, Roman“ wiederum ein völlig anderes Buch geworden als sein Vorgänger, und zugleich ist es wiederum unverwechselbar: Gahse-Buch und Leseglück in einem. Fraglos eine Hommage an den im vergangenen Jahr verstorbenen ungarischen Komponisten Ligeti, ein Text aber auch über das, was ein Gedächtnis zu leisten vermag, wie das Denken tickt, sich Erinnerung in der Gegenwart Raum schafft, um sich greift und eine Verlustgeschichte auf wunderbare Weise in eine Liebesgeschichte zurückverwandelt.

Markus Bundi, Südkurier, Februar 2008

Geschichten, Sedimente der Erinnerung

Zsuzsanna Gahse hat das dritte Buch in der Edition Korrespondenzen vorgelegt, aber nach „durch und durch“ und „Instabile Texte“ keine Trilogie abgeschlossen. „Oh, Roman“ ist ganz anders.

Roman ist groß, hat honigfarbene Beine. Er ist ein „sonnengelber Mann“, steht wie Licht im Flur eines Krankenhauses irgendwo in der Main-Gegend, in der Nicht-Stadt. Der Tag ist benannt: der 21. Juli 2006, ein glutheier Tag. Die Ich-Erzählerin, auf Krankenbesuch, erkennt ihn wieder und seufzt „Oh, Roman“. Sie kommt aus Wien, wo sie mit ihrer Freundin einen Schokoladenladen betreibt und, an einem Stehpult, für fremde Leute schreibt, was die sich wünschen: Briefe, Berichte, Lebensgeschichten.

Auch für den Kranken. Sie schreibt die Ideen auf, die Goldschmied Friedrich für seine Arbeiten hat. Sie tut das gern, bleibt eineinhalb Tage bei ihm, geht ein und aus im Krankenzimmer. Dann begegnet sie Roman. Sie hat ihn seit Jahren nicht mehr gesehen.

Flirrende Geschichten

Seit 15 Jahren sind sie getrennt. Davor schon, als sie studierten, waren sie eine Weile zusammen. Kennen gelernt hatten sie sich als Kinder, sie besuchten dieselbe Klasse in Wien. „Das Erkennen braucht so gut wie keine Zeit“, sagt die Ich-Erzählerin, die keinen Namen hat. „Der ganze Mann war gelb, mit viel Licht vollgepumpt“: wie ein Hologramm, das langsam wirklich wird. Sie findet ihn wieder im Gang, fotografiert ihn, wie er weitergeht; versucht ihn nachträglich zu zeichnen, wie die Erinnerungen einsetzen.

Die Gedanken der Ich-Erzählerin flirren hierhin und schwirren dorthin, sie legt Erinnerungsfäden aus und klagt, „wirkliche Geschichten erzählt mir selten jemand“. Hier ein Professor Rau, da eine Gynäkologin; hier Winterbienen, da Fliegen, die „leben, um zu sterben“; hier Geburt und Stillen, da Sterben. Die Geschichtenfetzen scheinen angesteckt von der morbiden Grundstimmung im Krankenhaus, das als Topos dem Lebensschiff gleicht, sie handeln vom Verlust und vom Vergessenwollen. Und vom Erinnern, dem Mittel gegen das Vergessen. „Ich frage mich, wo eine Geschichte beginnt und aufhört“, heißt es genau in der Mitte des Buches. Die Erzählerin denkt daran, wie Geschichten „in die Vergangenheit hineinragen und wo sie sonst hinragen, ohne dabei zu überlegen, dass ich auch die eigenen Geschichten auf diese Art betrachten könnte“ – das wird sie am Ende tun. Sie erinnert sich an eine Reise nach Prag, eine Reise mit Roman. Ein Koffer verschwindet – genau wie die „riesenhaften Mengen von Dingen, die hätten im Gedächtnis liegen können, dort nicht lagen, weil sie ausgelagert waren“. Der Kopf wird zum „Gedächtnisbehälter“, und „was wegsickert, lagert sich sedimentartig in frühere Ablagerungen“. Die Erzählerin springt immerfort in ihrer Lebenszeit.

“Und dann war Roman draussen, mindestens fünf Meter gross“. Er hätte auch zehn Meter groß sein können, schreibt sie, und erinnert die Sommerferien in Triest; auf einem Foto saßen sie und Roman nebeneinander „und hatten offensichtlich Glück“. Damals las er ihr aus einem Buch vor, „dass wir nicht wüssten, was mit uns geschieht, und das genau sei es, was uns geschieht, nicht zu wissen, was uns geschieht“. Dieser Satz erschreckt sie derart, dass sie Roman verlässt: aus Angst, „vor lauter Wohlgefühl in unausdenkbare Lebensgeschichten zu schlittern“. Und sie merkt nicht, dass der Satz auch gilt, wenn sie geht. Roman kommt zurück, besucht sie in Wien, da sind sie eine Weile zusammen. Er hat eine Ärztin aus Slowenien zur Frau und ein Kind. Sie kommt nicht klar mit der Situation, wieder schickt sie ihn fort.

Von diesem Roman wollte sie einst ein lebensgroßes Bild entwerfen, jetzt taucht er auf, wie ein Bernsteinmann, wie Honig leuchtend – und vom Vergessen ist keine Rede mehr. Er ist ihr bernhardscher Lebensmann, ihr Pan. Denn „jede Frau braucht ihren Pan“, sagte die Autorin Zsuzsanna Gahse im Gespräch (TZ vom 19. Januar). Sie hat stets bedauert, dass es zu wenige positive Männerfiguren gebe in der heutigen Literatur. Dies holte sie nach: ein wenig mit Pierre in ihrem letzten Buch, den „Instabilen Texten“, in dem wie in „durch und durch“ noch die Sprache und die Untersuchungen an ihr die Hauptrolle spielten.

Die erste eigene Geschichte

Jetzt erzählt Zsuzsanna Gahse viel mehr. Aber nach wie vor gilt: je mehr man vorwärts und rückwärts blättert und wiederliest, umso mehr entdeckt man. Es geht Gahse um Bilder und Geschichten, die wie leuchtender Staub in der heißen Luft tanzen, mit deren Flirren sie geschickt unser Vergessenwollen und Erinnernkönnen nachbildet: fragmentarisch, sich gern unserem Bewusstsein entziehend. Die Autorin lässt die Ich-Erzählerin diesen Mann „ausserhalb von jedem Wettbewerb“ zeichnen, ihn fotografieren, von ihm eine Landkarte entwerfen. Die Erzählerin will ihren Pan, weil „allen besseren Männern, wie man sagt, eine Muse zusteht“. Ob Roman sich ihr aber zuwendet im Krankenhaus, bleibt zweifelhaft: wegen seiner Frau, die da an einem Symposium teilnimmt, und weil er will, dass sie sich auch einmal für ihn anstrengt. Denn sie hat ihm schon zweimal den Laufpass gegeben.

Sie wird nervös, landet schließlich in Wien, schreibt die ganze Geschichte auf an ihrem Stehpult – und es ist das erste Mal, dass sie eine eigene Geschichte aufschreibt. Sie wird die Fotos und Notizen, die sie von Roman hat, ins Internet stellen „und erst einmal warten“. Dann wird sie in ihre Wohnung gehen und seine Briefe und Faxen lesen. „Immerhin gibt es dieses Beginnen“, sagt sie im letzten Satz des Buches und macht uns hoffen, dass Roman alles im Internet findet, dass er ihr antwortet, dass eine neue Geschichte beginnt: als weitere Ablagerung im Sediment der Erinnerungen.

Dieter Langhart, Thurgauer Zeitung, 24.1.2008

„Jede Frau braucht ihren Pan“

Männer haben ihre Muse, Frauen suchen ihren Pan. Zsuzsanna Gahse unterhält sich über Männer, die von Frauen beschrieben werden, und Bücher, die sich mit Erzähltem wie mit Musik füllen.

Zsuzsanna Gahse hat auf „durch und durch“ über ihren Wohnort Müllheim und „Instabile Texte zu zweit“ ein drittes Buch folgen lassen mit einem Titel, über den man sogleich stolpert, weil er sich auf zwei Arten lesen lässt. „Oh, Roman“ handelt von einem Mann namens Roman, der wie eine Lichtfigur auftaucht, und das Buch enthält viel mehr romanhaft Erzähltes, als man sich bei dieser Autorin gewohnt ist. Unsere Besprechung folgt nächste Woche.

Sie haben bei unserem letzten Gespräch gesagt, trotz dem „Kellnerroman“ fehle noch der richtige Männerroman. Ist „Oh, Roman“ dieser Roman?

Zsuzsanna Gahse: Der wird immer fehlen. In den „Instabilen Texten“ kam immerhin Pierre vor, eine wichtige männliche Figur, letzten Endes die Hauptfigur des Buches, nur versteckter. Ein wenig verwandt mit Pierre ist Roman schon, die Hauptfigur meines neuen Buches. Einige Frauen sagten: „Oh, der Pierre gefällt mir, den möchte ich gern haben.“ Aber ähnliche Reaktionen habe ich kaum von männlicher Seite erhalten; der Pierre ist nicht als Mann wahrgenommen worden. Roman hingegen wird ganz stark wahrgenommen, er wird ja auch groß gezeichnet, wenn auch nicht unbedingt als lebendiger Mann. Ich glaube, Männer sind es nicht gewohnt, dass Frauen ihnen Männer hinstellen.

Frauen sehen Männer also anders?

Es könnte gut sein, dass Männer sagen: „Der Roman gefällt mir ganz gut, ich erkenne mich ein wenig in ihm.“

Und umgekehrt? Müssen Männer auch noch lernen, über Frauen zu schreiben, oder können die das bereits?

Die Männer können sehr gut über Frauen schreiben. Seit 3000 Jahren schon. Es gibt einzelne große Schriftsteller – und Schriftstellerinnen –, die wunderbare Frauenfiguren geschaffen haben.

Ihr neues Buch reiht sich optisch schön neben die letzten beiden ein. Ist Ihnen wohl bei der Edition Korrespondenzen in Wien?

Ja. „Durch und durch“ hat drei Auflagen erlebt, die „Instabilen Texte“ sind ausverkauft und müssen neu aufgelegt werden.

„Oh, Róman“ oder „Oh, Román“, die Doppeldeutigkeit fällt sogleich auf. Wie geht es dem Román bei Ihnen?

Keines meiner Bücher ist eher ein Roman als dieses. Es geht darum, dass einmal ein Mann ganz groß dargestellt wird. Dieser Roman sieht am Anfang so aus, als sei er gar nicht wirklich, er steht nämlich als gelbes Licht in einem Krankenhausflur, wo ihm die Ich-Erzählerin nach Jahren wieder begegnet. Er ist eigentlich ihr Lebensmann – und er ist zugleich der Pan. So, wie man bisher gesagt hat: Jeder Mann braucht seine Muse, so behaupte ich jetzt: Jede Frau braucht ihren Pan.

Der Lebensmann – ist er der wichtigste Mann im Leben?

Ja. Das versuchte ich schon bei Pierre anzudeuten. Es ist noch nicht klar, worauf Frauen Wert legen – das würde ich gerne herausbekommen. Zu Roman hat die Ich-Erzählerin die größte Affinität, beinahe wäre sie seine Frau geworden. Jetzt taucht er im Krankenhaus auf: erst wie ein Hologramm, dann wird er immer realistischer.

Muss der Lebensmann auch der Lebenspartner sein?

Kann sein. Dass wir Gott mehr lieben sollen als unsern Partner, hat uns die christliche Religion eingeredet. Auch Peter von Matt hat gesagt, dass viele Autoren gegen das Religiöse angeschrieben haben und dass bei ihnen stets die Nicht-Ehemänner die Lebensmenschen sind. „Lebensmensch“ ist ein Wort von Thomas Bernhard. Ich glaube, es gibt irgendwo Philemon und Baucis, dieses ewig glückliche Paar.

„Oh, Roman“ beginnt mit einer Erinnerung an den Komponisten Ligeti

György Ligeti beschrieb mir einmal seine Kompositionspläne: „Zunächst brauche ich einen Raum voller Töne, und sobald dieser Raum wirklich aus- und aufgefüllt ist, sozusagen dicht schraffiert mit Tönen, zeichne ich mitten in die Schraffur ein Hologramm.“ Bei seinen Stücken habe ich gedacht: Zuerst kennt man sich nicht aus in den Tönen, und plötzlich ist etwas ganz Klares da. Wie mach ich das also beim Erzählen? Mein Rezept: Ich erzähle ganz viel. Wie die Erzählerin in Spiralen zurückkommt zu ihren Themen, das ist das Flimmern und das Rauschen. Roman als Hologramm ist zuerst nicht ganz glaubwürdig, aber das find ich auch gut, weil uns die Männerfiguren fehlen. Deshalb bin ich ganz froh, wenn er eine Lichtfigur ist.

Dann geht es nicht um die Person Ligetis, sondern um die Technik.

Es geht um seine Idee, die ich so gut fand. Ich habe intensiv nachgedacht, wie lange die Geschichte sein darf. Bei Ligeti dauert ein Musikstück vielleicht eine halbe Stunde, so lange hält man das aus – aber wie lang muss ich denn flimmern und rauschen, bis ich mit meinem Hologramm kommen darf? Die Länge des Buches ist ziemlich genau kalkuliert. So hab ich Platz, um den Mann zu zeichnen, und auch Platz, das Flirren zu beschreiben.

Die Sprache ist aber immer noch wichtig für Sie?

Die Genauigkeit der Sprache, gewiss. Es sind weniger Wortspiele drin als in früheren Büchern. Im Flirren schreibe ich von meinem Hauptthema, dem Vergessenwollen und Erinnernkönnen, und da geht viel verloren; ich beschreibe, wie es ist, wenn man beraubt wird, etwas verliert, und es gibt alte Wörter, die verschwunden sind. Nur insofern kommt Sprache vor.

Dieter Langhart, Thurgauer Zeitung, Jänner 2008

Ungarische Rhapsodie

Die in Budapest geborene und 1956 bei der Niederschlagung des Volksaufstandes mit ihren Eltern nach Wien geflohene Zsuzsanna Gahse hat nicht nur als Übersetzerin ungarische Schriftsteller wie Peter Esterházy und Peter Nádas in Deutschland bekannt gemacht; sie ist als Autorin 1984 mit dem Aspekte-Literaturpreis des ZDF und seitdem noch vielfach ausgezeichnet worden. In ihrem neuen Buch, das sie nicht von ungefähr dem Komponisten György Ligeti gewidmet hat, nimmt sie sich souverän die Freiheiten der Improvisation. Als Anspielung erweist sich das versteckte Stichwort „Sandmann“. Wer die phantastischen Geschichten von E.T.A. Hoffmann liebt, muss auch Zsuzsanna Gahses Prosa mögen. Mit der skurrilen Idee, die Besitzerin eines Wiener Ladens für Schokolade durch die Lande fahren zu lassen, um nach Art der alten professionellen „Schreiber“ im Auftrag oder nach Diktat Briefe und Geschichten anderer aufzuschreiben - gelegentlich auch auf dem Laptop -, schafft sich die Autorin ein Einfallstor für einen Strom von Beobachtungen, Erinnerungen und Abschweifungen, aus denen immer erneut die Gestalt des Architekturstudenten Roman hervortritt. Mit ihm vagabundiert die Ich-Erzählerin eine Zeitlang zwischen Ljubljana, Wien, Prag und Hamburg. Nun folgt sie in einer Klinik am Main, vielleicht in Frankfurt, als Schreiberin den Gedankensprüngen eines von Operationen „ausgeweideten“ Goldschmieds, der plötzlich erfundene Briefe von Selbstmördern zu diktieren beginnt. Wie Filmsequenzen ziehen Szenen aus Krankenzimmern, Orten für „Trauerinvasionen“, vorüber. Aber die Daseinsmelancholie der Spitalsatmosphäre bleibt hier doch aufgehoben entweder in einer grotesken Situation oder in der Freiheit der flottierenden Phantasie und der spielerischen Sprache, die von jeher der Prosa von Zsuzsanna Gahse einen ganz eigenen Charme verleihen. Ich glaube die wesentlichen Texte der Autorin zu kennen. Dieser übertrifft sie alle an Einfallsreichtum. Salut!

WHi, FAZ, Februar 2008

Anhang

Einführung für Zsuzsanna Gahse

Warum diese Umständlichkeit, warum all diese Umwege? Wieso strengt sich eine derart an, von etwas zu reden, um eigentlich auf etwas ganz anderes, das ihr tatsächlich unter die Haut geht, zu sprechen zu kommen? Bei Zsuzsanna Gahse müssen wir vorsichtig sein. Sie hat etwas einschmeichelnd Sanftes in Wort und Ton, sie verführt uns mit Sprachwitz und Eleganz, sie versteht sich auf die Kunst, mit Leichtigkeit und Heiterkeit eine Stimmung herzustellen, in der man sich rasch gut aufgehoben fühlt. Sie weiß etwas von der Kunst der Verführung. Das erkennt man sofort, wenn man sich mit ihrem jüngsten Buch beschäftigt. Heiter geht es hier zu, unbeschwert kommt die Autorin auf uns zu. Dabei sollte doch alles ganz anders sein. Sie kommt in ein Krankenhaus, weil sie einen Besuch bei einem Goldschmied plant, der sie immer wieder für seine eigenen Projekte einspannt. Sie, die aus Wien mit dem Zug angereist ist, um der Pflicht Genüge zu tun, mogelt sich sogleich in die Kür, die ihr ihre ausschweifende Fantasie anbietet. Der Kranke mag sich in seinem Zimmer aufhalten, es kann mit ihm geschehen was will, die Besucherin rettet sich in ihre Sprachwelt, die alle Beobachtungen in einem Erinnerungs- und Assoziationsraum verwandelt.

Zsuzsanna Gahse ist nämlich eine der großen Magierinnen der neuen deutschen Literatur. Kaum fasst sie etwas in ihren Blick, bekommt es, abrakadabra, nicht nur eine Identität aus eigener Kraft, sondern eine, die ihr diese Autorin andichtet. Die ganze Welt ist nur dazu da, dass sie von dieser Beobachterin umgemodelt wird. Alles, was sie wahrnimmt, wird gemessen an dem, was sie schon einmal gesehen, erlebt, durchdacht, verspürt hat. Dann bleiben kein Ding und kein Mensch so, wie sie von sich aus eigentlich ganz gern bleiben würden, dann geraten sie in den Sprachfuror einer Autorin, die die letzte Deutungsinstanz bleibt.

Die Autorin als Deutungsinstanz! Sie vertraut sich keiner gängigen Methode an, uns Wirklichkeit zu erklären. Das ist gut so. Wir müssen uns sowieso hüten vor jenen, die uns ohne Hemmung die Welt rauf- und runtererklären, weil sie in Selbstverliebtheit auch noch für klug halten, was sie sich zusammenreimen. Klug ist eine Autorin wie Gahse, die nicht an der Festschreibung von Wirklichkeit arbeitet, auf dass sich diese festgenagelt und schmerzverzerrt vor uns präsentieren muss. Hier ist eine Autorin am Werk, die uns augenzwinkernd ihre Sicht vorstellt. Diese Welt kommt nicht mehr mit dem Anspruch auf uns, für allgemein verbindlich genommen zu werden, sie wird mit der Verspieltheit einer Ironikerin als das Ergebnis der Bearbeitung durch ein ungebundenes Individuum präsentiert. Das geht deshalb so gut, weil wir als Leser teilhaben daran, wie sich eine Autorin ihre Welt erst schafft.

Gerecht ist das Unterfangen gewiss nicht. Es geht auf Kosten von anderen. Sehen wir uns nur den armen Friedrich, den Goldschmied, an. Er sollte das Zentrum des Buches sein, weil sich eine Besucherin auf den Weg macht, um ihre Aufmerksamkeit ganz ihm zu schenken. Sie arbeiten gemeinsam an einer Schmuckkollektion, er denkt, sie ist die Gehilfin. Das ist schon einmal eine Rolle, in der diese Erzählerin nicht aufzugehen bereit ist. Deshalb schenkt sie anderen Menschen ihre Aufmerksamkeit, lässt sich lenken von einer Dramaturgie der Ablenkung.

Das Wetter ist so spannend für sie wie eine Abschweifung über die Idee des Mitgefühls. Und dann begegnen ihr auch noch andere Menschen, ihre Gynäkologin, Ärzte und vor allem jener Mann auf „zwei honig- oder bernsteinfarbene(n) Beinen“, Roman, den sie von früher kennt. Ach was, kennt! Er bedeutete ihr einmal so etwas wie eine große Liebe, jetzt läuft er Friedrich mühelos den Rang ab. So wird aus einem Buch, das die Geschichte eines Krankenhausbesuchs erzählt, ein Romanroman. Die Erinnerungen lassen sich nicht mehr vertreiben, die Vergangenheit ist mit einem Schlag so nah, dass sie der Erzählerin hautnah auf den Leib rückt. Ich „war neidisch auf meine Vergangenheit“ bekennt sie. Das ist deshalb so bedrückend, weil sie Roman eigentlich den Erinnerungstod sterben lassen

wollte. „...ich werde mir nicht noch einmal einreden können, alles zu vergessen,“ sagt sie, „das schaffe ich nicht, ich glaube, die Zeit, diesen Pan erfolgreich zu vergessen, ist vertan“. Wie soll man einen Pan auch vergessen! Der steht doch für das pralle Leben, für die Sinnlichkeit. Er bildet das Kontrastprogramm zum Krankenhaus.

Zsuzsanna Gahse wurde immer geschätzt als eine sprachwütige Schriftstellerin. Ihr eignet eine besondere Aufmerksamkeit für die Bockssprünge der Wörter und die untergründigen Bedeutungen, die die Sprache ihren kritischen Bewunderern zuteil werden lässt. Solchen Autoren gesteht man zu, dass sie Sprachwirklichkeiten erstehen lassen und sich um Gefühle nicht scheren. Es gibt sie, die Passagen in diesem neuen Buch, in denen sich das Nachdenken über die Sprache in den Vordergrund drängt. „Warum sollten Wörter und Sätze nicht untergehen, wenn sonst alles stirbt. Wenn sie sterben können, zeigt sich, dass sie vorher lebendig waren...“ Aber die Wörter müssen dieses Mal auch eine Liebesgeschichte erzählen. Bei Gahse machen sie das so gern, weil sie nicht mit ihren abgegriffenen Bedeutungen vorlieb nehmen müssen. Sie erzählt voller Abschweifungen und Umwege. Die Zeit im Krankenhaus gibt den eigentlichen Rahmen ab, dazwischen spielt sich das Drama von Liebe und Verlust ab. Das Leben ergibt keine runde Summe, deshalb speißt es sich im Buch an allen Ecken und Enden. Es setzt sich zusammen aus einer Fülle kleiner Erzählmomente, die für sich genommen Denkminiaturen ergeben. Eine Begebenheit wird nicht nur erzählt, Gefühle werden nicht nur behauptet, sie werden durch die Sprachmangel gedreht. So werden Sinn und Sinnlichkeit als geläuterte, geklärte Elemente eines Lebens hervorgeholt. Sie werden nicht groß geredet, nicht ausgeschmückt, die Sprache verfremdet sie so, dass sie sich nicht im jetzigen Leben breit machen könnten, als hätten sie immer noch ihre volle Berechtigung dazusein. Die Gefühle von gestern und die Abenteuer der Jugend haben nichts mehr verloren in einem Menschen, den die Jahre zugerichtet haben zu einem Anderen. Keine verlorene Zeit wird hier aus den Tiefen der Vergangenheit hervorgerufen. Ein Ich ist zu sehen, das frappiert darüber ist, dass die eigene Geschichte bei einem anklopft. Andere reißen die Türen auf, dass sie ungehindert einbrechen darf ins Haus der Gegenwart. Diese Erzählerin wirft den Bannstrahl ihrer Sprache über sie. So wird daraus etwas eigentümlich, seltsam, fremd-vertraut Neues.

Anton Thuswaldner, November 2007